

# Feuilleton

**H**eute Nacht feiern in Wien Hunderntausende Nichtwiener Silvester. Die meisten kommen aus Italien. Aus irgendeinem Missverständnis heraus kommen sie an diesem Tag lustig angereist, mit diesen wahnsinnig teuren Böllern, Krachern, Mini-Feuerwerken, Wodka- und Sekt-Batterien, und begeben sich auf den inzwischen berühmten Wiener „Silvesterpfad“. Den gibt es noch nicht lange, hat aber der Stadt einen miserablen Touristenruf eingetragen, etwa wie einst die „Love Parade“ dem armen Berlin. Also, dieser „Silvesterpfad“ besteht aus unendlich vielen Sekt-Standln, grauenhafter Live-Musik, also Karnevals-Gedöns von Techno bis Donauwalzer. Dafür wird der gesamte Erste Bezirk freigegeben! Der echte Wiener bleibt heute selbstverständlich zu Hause. Also ich. Für mich war gestern Silvester, und an den 363 Tagen davor auch.

Gestern war nämlich ein Tag wie jeder andere in Wien. Schon um 19 Uhr bin ich in der Hofburg gewesen, im Maria-Theresia-Zimmer, neben dem Getränketisch. Buchpräsentation, große Sache. Als würde der Kaiser vereidigt, oder eben ein neuer Kanzler. Werner Faymann übrigens, der reale Kanzler, den meisten Deutschen noch unbekannt, war leider nicht da. Ein netter Herr, durchaus trinkfest. Mit dem Bürgermeister Häupl kann er es natürlich nicht aufnehmen, von dem böse Stimmen behaupten, schon mittags „im Öl“ zu sein, am ehesten übersetzt mit „angetrunken“, was aber weder der Stadt noch ihm schadet. Wer in Wien etwas bewegen will, muss trinken können.

Es ging nur um ein Kochbuch, in dem freilich viel diskutiert und philosophiert wurde, auf höchstem Niveau, sagen wir: auf dem typisch österreichischen Niveau von Christiane Hörbiger, Johann Nestroy und Karl Kraus, aber die Prominenz war vollzählig angetreten. Schon nach gefühlt 25 Minuten „Präsentation“ wurde das Buffet für eröffnet erklärt, und alle konnten schwatzen und sich am teuren Wein laben. Für Alkohol ist immer Geld da.

Auch ich fühlte mich schnell wohl. Ich war natürlich noch nicht im „flow“, wie ich den Rausch bei mir nenne, dieses herrliche Gefühl der völligen Angstlosigkeit inmitten der „sozialen Situation“, wie ich die „Ansammlung von Menschen immer nenne. Doch ich hielt bereits die ersten Grässlichkeiten aus, etwa als ich Leuten aus der Yellow Press vorgestellt wurde. Blondinen jenseits der 50 im Pelz, Fernsehkameras, Gespräche über Johannes Heesters („Er hatte noch so viel vor“), Demi Moore und Ashton Kutcher und die wunderbare „Rückkehr der Hausfrau“, wie das größte Nachrichtenmagazin kurz vor Weihnachten titelte. Nach zwei G'spritzn wechselte ich ins „Anzengruber“, ein Künstlerlokal im Vierten Bezirk.

Hier hatte ich seit meiner Ankunft in der Welthauptstadt des Weins am 4. März 2011 schon alles erlebt, was sich die kollektive Phantasie immer unter Nachtleben vorstellt. Nicht nur Autoren und Maler verkehren hier, sondern auch Politiker, hohe Bürokraten, Kirchenleute, Hungerleider, Unternehmer, Kriminelle. Also das alte Bürgertum, Abteilung Boheme. Ich würde es kaum glauben, erzählte man es mir. Da gab es einen Wirt, der das Lokal in der vierten Generation führt und der kapiert hat, worum es geht. Nämlich um die ständige Versorgung mit frischem Nachschub. Da geht es um Sekunden. Ist ein Glas nur noch ein Viertel voll, fragt er schon, ob das nächste gewünscht wird. Der Mann war früher Fußballprofi und ist sehr sportlich. Heute rennt er so viel wie drei normale Kellner. Er ist überall im richtigen Moment zur Stelle. Kenner halten ihn für den besten Kellner der Welt.

Hinzu kommt: Prominente wollen in Österreich schlecht behandelt werden. Aber das muss einer



Unterwegs zum „flow“: Joachim Lottmann (rechts) mit Magister Meinhard Rauchensteiner, dem kulturellen Berater des österreichischen Bundespräsidenten, im „Anzengruber“ Fotos Ela Angerer



## Im Rausch der Tiefe

Hier ist das ganze Jahr Silvester:  
Ein Bericht aus der Hauptstadt der  
Lebenskunst. Aus Wien

Von Joachim Lottmann

können. Es muss individuell daherkommen und echt sein. Das Maß der minimalen Zuwendung muss genau austariert sein und passen. Vor dem Alkohol gibt es ja keine Stände und Ränge, Klassen. Alle sind gleich - nur zwei Dinge zählen: wie lustig einer ist und wie viel er aushält. Das war anfangs mein Glück. Daniel Kehlmann war bekannter als ich. Robert Palfrader

**Hätte Karl Marx das miterlebt, hätte er „Das Kapital“ zugeklappt und wäre auch hergekommen.**

hatte mehr Geld. Aber ich hielt mehr aus. Denn schon am ersten Abend trank ich mit einem Mitglied der gerade angesagten Künstlergruppe „Maschek“ so lange, bis die gesamte Wirtsfamilie, also die letzten drei Generationen, langmütig am Tresen aufgereiht, auf uns warteten. Wir waren die letzten Gäste, seit Stunden schon, wurden aber nicht hinausgeworfen. Am nächsten Abend stand ich aufgeregt schon wieder im Lokal. Da wussten alle: ich bin einer von ihnen.

Dieses „Anzengruber“ ist, trotz des hässlichen Namens, wunderschön. An den holzgetäfelten Wänden hängen große Bilder aus dem späten 19. Jahrhundert, die ein ganz ähnliches Pariser Lokal zeigen. Verblüfft merkt man: Es ist dieselbe

Welt und Geisteshaltung. Hier hat der Turbokapitalismus noch keinen Fuß zwischen die samtverhangene Drehtür gekriegt. Die Wände sind sehr hoch, und ganz oben, wie gelbe Monde, hängen die riesigen, siebentüchigen Leuchten. Indirektes Licht gibt es noch an den Tüfelungen in Augenhöhe. Die gesamte Einrichtung mitsamt der mächtigen Theke stammt aus dem vorvorigen Jahrhundert. Keinerlei Musik stört die Unterhaltung. Es gibt viel Platz zwischen den Tischen, niemand muss die Stimme heben, man versteht jedes Wort und jeden ironischen Zwischenton. Der Wirt bestimmt, was man trinkt, denn er kennt einen und weiß, was einem guttut.

Wie gesagt, langweilig darf man nicht sein. Und das heißt, „koanen Schmäh haben“. Leute ohne Schmäh mag man hier nicht. Etwa Leute, die um 22 Uhr sagen, sie müssten jetzt los, sie hätten am nächsten Morgen viel zu tun. Wer trinkt, muss auch einmal alles vergessen können. Es darf da keinen Vorbehalt geben. Und keine Grenze, kein „Schluss jetzt“ oder „bis hierher und nicht weiter“. Die menschliche Annäherung beim gemeinsamen Trinken muss schnell bei der totalen Ehrlichkeit ankommen. Und die Hochstimmung soll so lange aufrechterhalten bleiben wie möglich. Da kommt es dann auch immer einmal wieder vor, dass Leute in ihrer bacchantischen Lebensbegeisterung mit einem Fräulein, das sie erst vor einer Viertelstunde kennengelernt haben, aufs Klo zum Vögeln gehen. Ein-

fach, weil man nicht riskieren will, dass auf dem Weg bis zur Wohnung die Hochstimmung kippt. Wirklich, das ist ein ganz reales Standardverhalten in Wien und gar nicht so ungewöhnlich. Ein gutes Lokal bringt einen eben so weit. Hätte Karl Marx das miterlebt, also wie alle Menschen zu Brüdern werden, hätte er „Das Kapital“ zugeklappt und wäre auch hergekommen. Vermutlich gab es das Lokal ja bereits. Im zweiten Raum, in dem Billard gespielt wird, prangt eine Wandmalerei aus der 48er-Revolutionenphase.

Die war für Wien wohl wieso die beste. Die wichtigste Tageszeitung wird im Volksmund „die 48er“ genannt, da sie offiziell den Titel „Die Presse - frei seit 1848“ trägt. Auch Nestroy, bekannt in Wien wie Uwe Seeler in Hamburg, hatte da seinen Durchbruch. Man findet ihn im Schaufenster jeder Buchhandlung. Und Buchhandlungen gibt es in Wien so viele wie Wirtshäuser in Köln oder Billig-Handy-Shops in Hannover. Es müssen Tausende sein. In jeder Straße zwei. Nur so ist auch zu erklären, warum „Schriftsteller“ der Beruf mit dem höchsten Status ist. Da ist jeder ein Gott, der nur ein Gedichtband im Eigenverlag herausgebracht hat. Kaffeehäuser sind ebenfalls zahlreich und äußerst beliebt. In jedem liegen 22 nationale und internationale Tageszeitungen aus. Sage also keine, die Bevölkerung habe sich seit Maria Theresia das Gehirn weggesoffen.

Noch mehr Begeisterung gibt es höchstens noch für das Theater.

Also für die Theater, denn auch davon gibt es unvorstellbar viele. Fällt das Wort „Schauspieler“, meint man automatisch den Theaterschauspieler. Megan Fox oder George Clooney hätten in Wien Mühe, ein Hotelzimmer im „Fürstenthof“ zu bekommen. Dort stehen eher Leuten wie Helmut Lohner oder, bis letzte Woche muss man leider sagen, Johannes Heesters alle Türen offen, eben Stars der Bühne. Die den Danilo auf die Bretter bringen, oder „Frühlings Erwachen“. Brad Pitt als Bel Ami? Das müsste er erst mal beweisen. Vor allem aber mannhaft trinken bis zum Umfallen und nie an die Rechnung denken. Die zahlt am Ende immer einer, und niemand weiß, wer. Weil es wuascht ist. Oder zu sein hat.

Wien ist so unfassbar vergangenheitsverliebt, dass es eigentlich der ideale Ort für jene sein müsste, die die Welt der Euro- und Finanzkrisen nicht länger ertragen. Oder den Umbruch von 1989 nicht verkraftet haben, oder den von 1968, oder gar die Welt-Zerstörungen von 1933 und 1914... (Ich persönlich bin ein von 68 Traumatisierter. Mit allem anderen könnte ich leben, geschichtsmäßig, mit den Trümmern aller Umwälzungen, aber nicht mit diesen Werteverdrehsen. Dass ich von der Politischen Korrektheit nichts mehr spüren muss in Wien, ist schon eine ungeheure Wohltat.) Je weiter man zurückgeht, desto schöner wird die Welt, und von allem ist noch etwas da. Und dabei handelt es sich nicht um Retro-Energien, um Nostalgie,

nein, es ist noch das Originäre von, unverbrauchte Reste des Vergangenen. Der Hutmacher ist, anders als in Berlin-Mitte oder London, nicht als schräge Idee vor zwei Jahren aus der Taufe gehoben worden. Er ist immer noch da. Ebenso die unendlich vielen schmalen Gasen, die zu eng sind für die Filialen der multinationalen Konzerne.

Doch zurück zu Wien und dem Wein. Hier trinkt man nicht aus Kummer. Das genaue Gegenteil ist der Fall. Man trinkt, weil man es dem Leben zeigen will. Man holt damit seinen Stolz hervor. Gegen all die Greuel, mit denen das Leben einen brechen will. Da verliert man seinen Stolz. Gegen alle Greuel, mit denen das Leben einen brechen will. Da verliert man seinen Stolz. Gegen alle Greuel, mit denen das Leben einen brechen will. Da verliert man seinen Stolz. Gegen alle Greuel, mit denen das Leben einen brechen will. Da verliert man seinen Stolz.

Man kann es glauben oder nicht: Der arme Künstler, der seine letzten acht Euro für ein Schnitzel ausgibt, zählt genauso wie der reiche Bankmanager und der schule Priester mit Bischofsambitionen. Sofern er Unterhaltungswert hat. Oder der Schriftsteller aus Deutschland. Ich lernte schon in der ersten Woche alle Freunde kennen, die ich noch heute habe. Manche haben mir existentiell geholfen, andere praktisch. Schnell wurde ich offizieller Gast der Republik und in das Schloss Laudon einquartiert.

Nach dem letzten Getränk musste ich immer mitten in der Nacht nach Hause in dieses Schloss fahren. Mein Auto, dessen linker Vorderreifen Luft verlor, stand um drei Uhr morgens stets platt vor dem Lokal. Mein Verleger, der meist mit mir ausharrte, versuchte dann, den Reifen per Fuß-Tretpumpe aufzupumpen. Es dauerte Ewigkeiten, bis das klappte. Dann fuhren wir in Schlangenlinien durch die schlafende Stadt, bis zur ersten Polizeikontrolle. Wir hatten die Visitenkarte eines Freundes dabei, der direkt dem Kanzler unterstellt war; die zeigten wir dann. Die Polizisten salutierten und ließen uns weiterfahren. Solche Geschichten erleben wir jede Nacht. Einmal versuchte ein prominenter Kollege, ein Bestseller-Autor, mit etwa sieben Promille im Blut den Kaugummiautomaten aus der Halterung zu reißen, wie in „Einer flog über das

**Jeder hier weiß, dass es im Leben traurig endet. Und trinkt nicht deswegen, sondern trotzdem.**

Kuckucksnest“, und damit aus dem „Anzengruber“ zu fliehen. Ein anderer griff in den Blumentopf hinter sich am Fenster und packte eine Handvoll Erde genau auf die Spaghetti des Künstlers Thomas Draschan. Der ärgerte sich, konnte aber nichts tun. Ein prominenter Grünenpolitiker pflegte ab einer bestimmten Trunkenheit die Gläser der Gäste umzudrehen und den Inhalt auf den Boden zu schütten. Das ist alles erlaubt. Verrücktsein gehört dazu. Nur langweilig sein, wie gesagt, ist verboten.

Da ich eine ungeheure Karriere in der Szene machte, musste ich wohl kurzweilig gewesen sein. Die Bachmann-Preisträgerin Lydia Mischkulnig führte mich in die literarischen Salons ein. Der beste war ihr eigener. Die kluge, charmante Frau brachte mich auch mit Andrea Maria Dusl zusammen. Später, als man mir eine repräsentative Wohnung im Ersten Bezirk gleich neben dem Stephansdom verschaffte, in der Bäckerstraße 1, in der auch schon Martin Kippenberger geberserkert hatte, brachte sie viele Künstler und namhafte Autoren dazu, mir beim Einzug zu helfen und Möbel zu spenden. Ich werde ihren Einsatz und ihre anregenden Soireen nie vergessen.

Andere standen ihr nicht nach, etwa Polly Adler, eine Art weiblicher Truman Capote der Neuzeit und ebenso auflagenstark, oder Christoph Braendle, ein, um im Bild zu bleiben, Luis Trenker des 21. Jahrhunderts. Oder die Regisseurin Ela Angerer, die das Rabenhof-Theater zu der Bühne machte, auf die alle Medien starren (dort spielen die Leute, die abends im „Anzengruber“ trinken). Dort werden zeitbezogene Stücke binnen Monaten ausgedacht, geschrieben und aufgeführt, ohne die sonst übliche „overprotection“ durch den Staat. Was für ein Unterschied zum deutschen Kulturleben! Ich lernte aber auch andere kulturelle Kreise kennen, auch die hochsubventionierte Staatskultur, und Ausgangspunkt war und blieb dieses Lokal mit dem hässlichen Namen.

Allerdings nur, bis ich mich in eine Wienerin verliebte, eine politische Journalistin, die von Haider bis Strache einen Rechtspopulisten nach dem anderen zur Strecke brachte und bringt. So eine Frau sucht man in Deutschland vergebens! Danach ging ich lange nicht mehr aus. Schlimm war das nicht, im Gegenteil. Eine Stadt gehört einem erst, wenn man eine ihrer Töchter heiratet. Und es ist sogar erlaubt zu trinken, wenn und weil man so glücklich ist. Ein sehr ungewöhnlicher Grund, aber es geht.

Joachim Lottmann, 52, Schriftsteller, lebte zehn Jahre in Berlin, ehe er 2011 nach Wien umzog. Diesen Herbst erschienen sein Wien-Roman „Hundert Tage Alkohol“ im Czernin-Verlag sowie der Therapeuten-Roman „Unter Ärzten“ bei KiWi.



**PLÖTZLICH**  
Die Herausgeber des „Merkurs“  
gehen in Rente, Seite 27

**EWIG**  
Die Helfer aus aller Welt weigern sich, das  
Kosovo zu verlassen, Seiten 24 und 25

**NIE**  
Die Welt ist ja schon oft untergegangen:  
Ein Apokalypsen-Quartett, Seite 20

Gerade Recht	22
Nackte Wahrheiten	24
M. Reich-Ranicki	25
Pro & Contra	26
Fernsehen	28